

Hannes Krakolinig

Der
Schweingringo -
Ein Ecuadorkrimi

© 2018 Hannes Krakolinig

Autor: Hannes Krakolinig
Fotos: Hannes Krakolinig

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
ISBN: 978-3-99070-656-5 (Paperback)
ISBN: 978-3-99070-657-2 (Hardcover)
ISBN: 978-3-99070-661-9 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Zu diesem Buch

Marcelo Lema, ein erst kürzlich in die Dschungelstadt Tena versetzter Kommissar, ermittelt inmitten von frechen Kleinkriminellen, koketten Prostituierten, schlagkräftigen Trunkenbolden und halluzinierenden Schamanen in einem Fall um verschwundene Jugendliche, ohne zu ahnen, mit welchem grausamen Verbrechen er es tatsächlich zu tun hat.

Blutiger Ecuadorkrimi für Südamerikafans.

Der Autor

Hannes Krakolinig, geboren im August 1978 in Klagenfurt, lebt seit 2005 in Ecuador, wo er Individualreisen für Touristen anbietet und die Kichwaindianer im Amazonasteil des Landes mit verschiedensten Sozialprojekten unterstützt. In seiner abenteuerlichen Laufbahn hat er mehr als 20 Berufe in über 30 Ländern ausgeübt und spricht mehrere Sprachen.



Bei Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien ausserdem lieferbar

Gualingas Grenzen (2017), Al Centro (2017), Tzantza (2018)

Uno

„Wo bist du? Ich bin schon da!“, tippt Andreina in ihr Handy. Nachricht gesendet.

Die Sechzehnjährige stapft langsam durch den am Stadtrand liegenden Wald, nachdem sie den Bus stadtauswärts bei der zweiten Straßengabelung verlassen hat. Links und rechts kann sie - genau so wie in der Nachricht, die sie erhalten hat, beschrieben - dank des Mondlichtes die zahlreichen Chilistauden erkennen.

„Ich bin schon fast da, meine Schöne, meine Eltern haben mich nicht früher gehen lassen“, flirtet Justin in der SMS, die nun auf Andreinas Handy aufleuchtet.

Langsam geht sie weiter zur Lichtung, auf der sie ein heimliches Treffen mit dem hübschen blonden Urlauber vereinbart hat. Sie haben sich vor ein paar Tagen auf Facebook kennengelernt und würden sich nun zum ersten Mal persönlich treffen. Andreina hat sich sofort in Justins große hellbraune Augen verliebt und hätte ihn gern bereits am Tag ihres ersten Chats getroffen, doch da er aus den USA kommt und mit seinen Eltern Urlaub macht, konnte er sich erst heute für ein Treffen mit ihr losmachen.

Das Mädchen hat sich drei seiner Profildfotos ausgedruckt und kann es kaum erwarten, ihren Schwarm zu treffen. Spitze, dass er ihr diese Stelle hier am Stadtrand Tenas beschrieben hat, er kennt sich hier offenbar gut aus, obwohl er ein Gringo ist, freut sie sich.

„Komm schnell, sonst entgeht dir die heißeste Nacht deines Lebens“, schreibt sie grinsend und fügt der Nachricht einen zwinkernden Smiley hinzu. Sie hat sich extra für ihr erstes Treffen die enge Bluse angezogen, die ihre Brüste besonders betont. Schon immer wollte sie einmal etwas mit einem Ausländer haben und dieser hier ist doch zu süß, weshalb sie sich diese Chance sicher nicht entgehen lassen will.

„Haha, so eine scharfe Prinzessin, wie du eine bist, lass ich mir doch von niemandem wegschnappen, komm her zur Lichtung. Ich hab was Großes für dich und es wird dir gefallen ;)...“, liest sie Justins Nachricht und lacht laut auf.

„Hahaha, na dann, komm raus, ich hab keine Angst, hier bin ich und ganz dein!“, antwortet sie. Nachricht gesendet.

Sie steht jetzt auf der Lichtung, kann aber noch niemanden erkennen.

„Wo bist du? Hol dir, was dir gehört, *Papacito!*“, ruft sie in die Büsche und übertönt damit das leichte Klacken eines Schnappmechanismus, der eine fliegende Guillotine aus einem viereckigen, etwas sperrigen Metallkasten schnellen lässt. Surrend fliegt die rasierklingenscharfe Drehscheibe zehn Meter durch die Luft und schneidet sich durch das warme Fleisch von Andreinas Hals. Ihre Luftröhre wird zerschnitten und ihr Kopf purzelt plump vom blutenden Hals auf den weichen Waldboden, wohin sich wenige Zehntelsekunden später der restliche Körper mit einem dumpfen Aufprall hinzugesellt.

Zwei Hände packen den körperlosen Kopf bei den langen schwarzen Haaren und stecken ihn in einen großen gelben Plastiksack. Zwei weitere mit Handschuhen bekleidete Hände heben eine scharfe Axt und trennen mit gezielten starken Hieben Oberarme und Beine vom Rumpf. Ein weiterer Sack wird mit blutverschmierten Körperteilen gefüllt, während der Oberkörper sorgfältig in Handtücher eingewickelt wird.

Nur wenige Minuten dauert das Prozedere und schon entfernen sich zwei bestiefelte Fußpaare. Zurück bleiben lediglich ein paar dunkle Blutlachen, die sich langsam schlängelnd ihren Weg zu den stark bemoosten

Baumwurzeln bahnen, um dort seelenruhig von ihnen aufgesaugt zu werden.

Dos

Marcelo Lema sitzt an seinem Schreibtisch im kleinen Kommissariat in der Dschungelstadt Tena und starrt abwesend vor sich hin. An den Wänden hängen Fotos, die ihn mit breitem Meistergürtel im Boxring zeigen, als er vor Jahren den Staatsmeistertitel im Kickboxen errungen hat. Daneben hängen Fotos des jungen Lema beim Training und zwei ausgeschnittene Zeitungsartikel eines katastrophalen Busunglücks in der Nähe von Quito.

Ein leerer Kaffeebecher hinterlässt braune Ränder auf den herumliegenden Dokumenten auf Lemas Tisch und trostlos klopft der Regen an die schmutzigen Fensterscheiben. Montagvormittag. Doch trostlos erscheint Lema nicht nur das Wetter. Trostlos erscheint dem Comisario so ziemlich alles, seit seine Frau Fabiola vor zehn Monaten bei einem Verkehrsunfall starb. Auf dem Weg in die Landeshauptstadt verlor der Bus in einer Kurve die Kontrolle und stürzte, sich mehrmals überschlagend, den hundert Meter steil nach unten führenden Berghang hinab.

Die Sanitäter der Rettungsmannschaft konnten nur noch ihren Tod feststellen, genauso wie den von sechzehn weiteren Passagieren, darunter drei Kinder. Der Fahrer

überlebte den Absturz, wurde aber von zwei, wie durch ein Wunder nur leicht versehrten, Fahrgästen noch am Unfallort mit dicken Stöcken erschlagen.

Ein befreundeter Kollege von der Verkehrspolizei verständigte Lema damals und beim Anblick von Fabiolas Leiche zerbrach seine Welt in Millionen kleine Mosaiksteine. Sein Magen zog sich zusammen und schien den Körper noch im selben Moment für immer verlassen zu wollen. Eine Woche lang konnte er nur mit Mühe - und vor allem, um seinem vierzehnjährigen Sohn Marco ein Vorbild zu sein - Nahrung zu sich nehmen. Die Trauer über den Verlust seiner Frau zündete in ihm den Wunsch, sich den ganzen Tag auszukotzen, sein Leben mit einem Brei aus scharfem Magensaft und bitterer Galle in den nächsten Gully zu speien. Doch er musste stark bleiben, schon allein wegen Marco, der mindestens genauso litt und sich tagelang in seinem Zimmer die Augen ausweinte, bis sie geschwollenen Zwetschgen glichen.

Warum?, fragte sich Lema. Warum war das Leben so unfair? Fabiola hatte nie jemandem etwas Schlechtes getan, sie war die beste, verständnisvollste Frau und Mutter, die man sich vorstellen konnte. Sie hatte so einen frühen Tod nicht verdient. Sie hätten noch so viele Pläne

gehabt. Doch von einem Tag auf den nächsten war das Leben nicht mehr wie zuvor und würde auch nie wieder so sein. Fabiola würde nicht mehr zurückkehren, sie war tot. Und er und Marco müssten nun alleine zurechtkommen.

Erst vor einem Jahr wurde Lema von Cuenca, einer Gebirgsstadt im Süden Ecuadors, in den Amazonasteil des Landes, in die Provinzhauptstadt Tena, versetzt. Das heiße und regnerische Klima setzte ihm in der ersten Zeit ein wenig zu, doch schnell gewöhnte er sich an die Ruhe der Regentage sowie an die schwülen Wochenenden, die man am besten an den zahlreichen Flüssen verbringt. Er schnappte auch bald ein paar Brocken Kichwa auf, die Sprache der Einheimischen, die in den Dörfern rund um Tena leben und beladen mit Yuca, Bananen und ein paar Brösel Gold in der Stadt ein wenig Geld zu machen versuchen. Ansonsten leben in der 30.000 Einwohner zählenden Stadt großteils Colonos, also Mestizen, sowie ein paar wenige Schwarze aus der Küstenregion und eine Handvoll Gringos, die sich mit Indianerfrauen verheiratet haben und vom Tourismus oder ihren umgerechnet sehr ansehnlichen Pensionen leben.

Mit seinem Sohn Marco wohnt Lema in einem kleinen Haus oben im Stadtteil Las Antenas, von dem aus man eine schöne Aussicht über die ganze Stadt und den beginnenden Regenwald hat. Und während Lema seine Zeit meistens im Kommissariat verbringt, in dem kleinere Drogendelikte, häusliche Gewalt und Diebstähle an der Tagesordnung stehen, geht Marco in die vierte Klasse am Instituto Tecnológico, einer Mittelschule im Zentrum der Stadt, gleich neben der Hauptstraße „15 de Noviembre“. Lema ist stolz darauf, ein gutes Verhältnis zu seinem Sohn zu haben und stets versucht er, ein verständnisvoller und vor allem gerechter und richtungsweisender Vater zu sein. Wenn es zu Streitereien kommt, dann eigentlich nur wegen diesem verblödeten Internet.

Wie kann man nur so saudumm sein, freiwillig jeden Schritt und jeden Gedanken mit privaten Fotos in die Öffentlichkeit zu stellen? Scheißfacebook elendiges, ärgert sich Lema. Anstatt die Jugendzeit zu nützen, lebt die heutige Generation wie hirnlose Zombies vor blau leuchtenden Computerbildschirmen und schreibt sinnbefreite Textzeilen in bunte, mit vertrottelten Comicgesichtern verzierte Chatfenster oder kommentiert Fotos, auf denen die zwölfjährige Schwester eines Schulfreundes halbnackt in vornüber gebeugter

Balzstellung ihre noch nicht ausgewachsenen Tittchen präsentiert. Safaripark für Pädophile, dieses Facebook, doch was soll er machen? Scheinbar hat der Chatwahn schon längst überhand genommen. In den Bars, Parks, Fußballstadien, Stränden... Überall Wifi und anstatt sich zu unterhalten, holt man sich Sehnenscheidenentzündungen, indem man wie verblödet mit den Fingern auf einem kleinen Bildschirm herumreibt. Aber vielleicht wird er einfach nur alt.

Müde steht er von seinem Stuhl auf und sieht aus dem Fenster. Besser, er konzentriert sich auf seine Arbeit. In den letzten zwei Monaten sind vier Jugendliche verschwunden. Eine Statistik, die man normalerweise nur aus den Großstädten Quito und Guayaquil oder der Hafenstadt Manta kennt. Hier im Amazonasteil kommen Entführungen oder Organschmuggel so gut wie nie vor und wenn ein Jugendlicher plötzlich fehlt, dann meist, weil er oder sie mit einem Partner, der nicht dem Wunsch der Eltern entspricht, abgehauen ist. Zu Gewaltverbrechen kommt es eher selten. Nichtsdestotrotz fehlt von den vier jungen Personen – drei Burschen und ein Mädchen, alle zwischen dreizehn und fünfzehn Jahre alt – jede Spur.

Seine Sekretärin Rosita, die ihm jeden Tag ungefragt den gesamten Klatsch und Tratsch der Kleinstadt zu Ohren trägt und scheinbar über alle Geheimnisse der Einwohner Bescheid weiß, hat sich heute krankgemeldet. Wahrscheinlich ist sie gestern mit ihrem Mann am Fluss gewesen und daher heute verkatert, nimmt der Comisario an, und da die Praktikanten, die für ihn arbeiten, schon wieder ausgetauscht worden sind, die Neuen aber erst am Mittwoch ihren Dienst antreten würden, hat er heute das Büro ganz für sich allein.

Lema sieht auf die Uhr. Es ist kurz vor halb zwölf, vielleicht sollte er Mittagessen gehen. Große Lust hat er keine, aber vielleicht bringt ihn das Essen auf andere Gedanken. Meistens isst er bei den *agachaditos*, den kleinen Wellblechhütten und Zelten rund um den Busbahnhof, bei denen es günstige und gute Menüs gibt, doch bei dem Sauwetter... Er könnte auch zum Chinesen gehen, doch der wird auch immer teurer und letztes Mal fing er sich nach einem Chaulafan (das in Ecuador typische Gericht in einem chinesischen Restaurant, eine Art gemischter, gebratener Reis, den es in dieser Form in ganz Asien sicher nicht gibt) einen dreitägigen Durchfall ein.

Scheiße, wenn doch Fabiola noch bei uns wäre, denkt er sich. Seit ihrem Tod schmeckt ihm eigentlich gar nichts mehr so richtig. Aber irgendwas muss er essen. Am besten, er geht runter zum *Manaba* auf einen *Encebollado* - Fischsuppe mit Zwiebel, Yuca, Koriander und Chili. Auf den netten alten Mann, der schon vor über zehn Jahren von der Küste nach Tena gezogen ist, kann man sich immer verlassen und er könnte für Marco auch gleich eine Portion mitnehmen, der ja vielleicht nach der Schule gegen eins im Büro vorbeikommen würde, außer er sitzt schon wieder vor dem Internet.

Scheißmontag, seufzt Lema, schließt seine Bürotür ab und marschiert ungeschützt vor dem in Strömen gießenden Regen auf die nasse Hauptstraße der Kleinstadt.

Tres

„dh78 ruft an“, steht in dem blauen kleinen Videofenster, das am Bildschirm des Laptops aufleuchtet und von dem für Skype typischen „Deedidam-Dedidadam“-Läuten begleitet wird.

Michael Pregl schiebt seinen Teller mit dem sauber abgelutschten Grätenskelett des Tilapiafisches zur Seite, wischt sich die Hände an seiner Hose notdürftig sauber und klickt auf das Symbol des grünen Telefonhörers, um den Anruf aus Österreich entgegenzunehmen.

„Serwas Michi!“, hört man die Stimme des Anrufers durch die geräumige Holzhütte am Dschungelbeginn Tenas wandern. An den Wänden hängen Spaten, Mistgabeln und Macheten in verschiedenen Größen. Scheibenlose Fenster lassen den Blick auf ewiges Grün erblicken, das alle paar Meter von orangeroten Helikonien durchbrochen wird. Seit einem halben Jahr wohnt Michael Pregl in seiner großen Holzhütte im Amazonasteil Ecuadors, zwanzig Minuten von der Provinzhauptstadt entfernt. Offiziell lebt er von der Schweinezucht, bei der ihm einer der einheimischen KichwaIndianer hilft, weshalb draußen vor seiner Behausung ein Schweinestall und daneben eine kleinere fensterlose Hütte stehen.

Einmal pro Woche fahren Pregl und sein Angestellter mit einem gebrauchten Pick-up früh morgens in die Stadt, um ein gebratenes Schwein an eine dicke Frau, die aus dem Gebirge stammt, zu verkaufen, die dann selbiges in kleine Stücke zerhackt und mit Kartoffeln, Zwiebeln und Mais am Bahnhof an die Passanten weiter verscherbelt.

„Serwas! Alles klar?“, antwortet Pregl und zündet sich eine Zigarette an. Genüsslich zieht er den Rauch in seine Lungen, streckt seinen sehnigen, schlanken Oberkörper und schiebt sich mit der freien linken Hand seine blondbraunen halblangen Haare aus dem Gesicht.

„Es läuft. Wie schau ma aus mit Nachschub?“

„Wahrscheinlich nächste Woche, zwei Liter.“

„Ok, je früher, desto besser, die Nachfrage steigt.“

„So soll's auch sein“, antwortet Pregl und streckt grinsend seine Zungenspitze aus dem Mund. „Sobald ich alles fertig hab, fahr ich nach Quito und ruf dich von der Post aus an.“

„Mehr will ich gar nicht wissen, hehe. Ich meld mich dann wieder.“

„Wart kurz. Hast das Problem mit'm Chemiker geklärt?“

„Jaja, passt. Alles in Ordnung.“

„Ok, bis demnächst.“

Pregl klickt auf den roten Telefonhörer und beendet die Verbindung. Wenn mit dem Chemiker wieder alles passt, dann passt's. Einzelheiten will er gar nicht wissen. Auf David kann er sich verlassen und das reicht.

Der Österreicher schließt das Skype-Programm, überprüft noch ein paar seiner zahlreichen, mit falschen Namen versehenen Facebook-Konten und steht schließlich vom Tisch auf, um nach dem vor der Hütte gelegenen Schweinegehege zu sehen, an dem gerade Kiko, ein langhaariger, circa dreißigjähriger Kichwaindianer den Inhalt mehrerer mit Därmen und Fleischresten gefüllten Plastikkübel in den langen, breiten Trog wirft. Laut grunzend stürzen sich die Borstenviecher auf ihr Fressen, während Kiko den wilderen der Meute mit einem abgebrochenen Besenstiel auf die Schnauze schlägt, damit auch die kleineren einen Weg zur Nahrung finden.

„Morgen um fünf in der Früh fahren wir nach Tena. Schlacht die fette Sau da und brat sie im Ofen, damit um

fünf alles fertig ist. Passt?“, gibt Pregl seinem Angestellten Bescheid.

„Ok“.

„Um fünf fahren wir, sauf dich nicht an!“

„Niemals! Als ob ich Schnaps hätte! Oder hast du welchen?“, kichert Kiko, wobei sich eine dicke Narbe, die vom Haaransatz an der Stirn, am linken Auge vorbei, bis zur Nasenwurzel reicht, leicht wackelnd hervorhebt.

„Morgen, nachdem wir am Bahnhof das Schwein verkauft haben, können wir saufen gehen. Heute bleiben wir nüchtern!“, ermahnt Pregl.

„Jawohl, mein Chef!“, antwortet der Kichwa grinsend und entledigt sich einer letzten Kübelladung Futter, aus der eine halbe Menschenhand purzelt und mit einem dumpfklatschenden Geräusch am Boden im Gehege aufschlägt, bevor sie Sekunden später geräuschvoll in einem Schweinemaul verschwindet.

Cuatro

Der doppelte Piepton seines Handys lässt Marco erkennen, dass er eine SMS erhalten hat.

„Papa“, steht als Absender auf dem kleinen Bildschirm und Marco grinst breit. Noch vor einem Jahr hätte sein Vater nicht einen einzigen Gedanken daran verschwendet, eine SMS zu verschicken. Schon die Umstellung vom Festnetztelefon aufs Handy verursachte ihm Bauchschmerzen. Aus beruflichen Gründen war er aber schließlich doch dazu gezwungen, sich - wenn auch unter lautstarken Beschwerden - ein Tragbares anzuschaffen. SMS verweigerte er trotzdem noch lange und fluchte jedes Mal, wenn er statt eines normalen Anrufs eine dieser „Scheißnachrichten“, wie er sie immer nannte, erhielt. Doch schön langsam scheint auch er sich ans moderne Zeitalter zu gewöhnen und schickt nun seinem Sohn eine SMS, anstatt ihn anzurufen, höchstwahrscheinlich, weil er annimmt, dass Marco noch im Unterricht sitzt.

„Wie gehts? Bin beim *Manaba*, soll ich dir einen *Encebollado* mit ins Büro nehmen? Wann kommst du? Papa“